Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 6

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Tornisterbibliothek

(Neue Folge) *Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zch.*

In der von Emil Brunner, Fritz Ernst und Eduard Korrodi herausgegebenen Tornisterbibliothek, die bereits auf zwanzig Nummern herangewachsen ist, sind sechs neue Bändchen erschienen. Das schöne Unternehmen, das für die Mussestunden unserer Soldaten aufrichtende Lektüre bereit stellen will, erweist sich damit als höchst lebenskräftig. Die Zweifler, die angesichts der ersten Hefte meinten, die Herausgeber hätten ihre Ziele vielleicht allzu hoch gesteckt, sind durch den Erfolg der Schriftenreihe widerlegt worden. Für unbeschwerte Zerstreuung sorgt schliesslich der kameradschaftliche Verband von selbst; zu nachdenklicher Sammlung aber bedarf es eher der Anlässe von aussen. Die Tornisterbibliothek bietet sie auf mannigfache Weise: sie unterrichtet über kulturelle und religiöse Güter unseres Landes, führt bedeutsame Bilder aus Natur und Geschichte vor Augen, erinnert an das Wirken vorbildlicher Persönlichkeiten und räumt auch edlerer Unterhaltung noch einen bescheidenen Platz ein. Die reizvolle Bibliothek ist also nicht nur für den Habersack, sondern ebensosehr für den Schulsack bestimmt.

Einen Ausblick auf die höchste Stufe unseres Schulwesens vermittelt Prof. Ernst Howald in seiner geistvollen Betrachtung über „Die Hochschulen der Schweiz". Er deutet ihre Ursprünge und die Bedingungen ihres Aufblühens an, umreisst ihre Stellung im nationalen Leben und fixiert das hohe Ziel, das sie im Atemraume der Freiheit sich setzen. Das Ziel ist: ... „möglichst viele begabte Menschen dazu zu bringen, wissenschaftlich zu denken, d. h. auf Erfassung der Wahrheit, auf unvoreingenommene Beobachtung, auf mythen- und vorurteilsfreie Gestaltung des Lebens das Hauptgewicht zu legen."

Nach der allerhöchsten Lehranstalt, zum gestirnten Himmel über uns, lenkt William Brunner unseren Blick. Wer einmal in dem grossen Buch der Sterne lesen kann, „dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Strasse ist..." wie es in dem freundlichen Motto aus Johann Peter Hebel heisst, das dem Büchlein „Vom Sternenhimmel" vorangestellt ist.

Dem einen oder andern nachdenklichen Soldaten wird die Nachtwache auf einsamen Posten gewiss verkürzt, wenn ihn die Lektüre von Brunners Schrift angeregt hat, etwas Sternguckerei zu treiben. Hoffen wir, dass er über den Sternen am Horizont nicht vergisst, auch auf andere aufzupassen, die an hohen Kragen funkeln und gern dann auftauchen, wenn mans am allerwenigsten erwartet.

Ein besonders anziehendes Bändchen hat der hervorragende Sagenkenner und -Erzähler Arnold Büchli beigesteuert mit einer kleinen Auswahl von Perlen aus seiner grossen, dreibändigen Sammlung von

„Schweizersagen". Das erzählerische Volksgut der Schweiz ist des öftern gesammelt und neu wiedergegeben worden, aber noch nie mit so grosser künstlerischer Treffsicherheit des Tones wie von Arnold Büchli. Es kommt hier eben nicht in erster Linie auf die Wiedergabe des „Motives" sondern auf eine lebendige Erzählerstimme an.

Drei Bändchen sind dem grossen vaterländischen Dreigestirn Niklaus von Flüe, Pestalozzi und Zwingli gewidmet. Das Bruder Klaus-Heft, von Ed. Korrodi herausgegeben, enthält das kraftvolle Bildnis, das Herr Bundesrat Philipp Etter vom Einsiedler im Ranft gezeichnet hat, ferner einige besonders beschwingte Seiten Heinrich Federers, aus denen das asketische Antlitz des Friedensstifters mit intimeren Charakterzügen hervortritt. Eine bildhafte Scene aus dem Bruderchlausenspiel Oscar Eberles fügt der Historie und dichterischen Legende einen dramatischen Akzent hinzu.

Das Zwingliportrait von Prof. Fritz Blanke ist volkstümlich und exakt zugleich; die Züge des Reformators, die hervorgehoben werden, müssen echten Soldatensinn im innersten ansprechen. Kernstellen aus Zwinglis Schriften geben dem lebendig geschriebenen Heft einen grossgearteten Ausklang.

Ein eigenartiges und fesselndes Dokument hat Fritz Ernst unter dem Titel: „Im Bannkreis Pestalozzis" der Tornisterbibliothek einverleibt. Es handelt sich um aufschlussreiche Blätter aus den Erinnerungen von Johannes Ramsauer, der bei Pestalozzi in die Schule gegangen und später in dessen Anstalt zu Yverdon als Lehrer gewirkt hat. Packender ist die ergreifende Grösse und das tragische praktische Ungeschick des Gründers der Volksschule und Erziehers der Menschheit wohl kaum je dargestellt worden. Die Fülle von Details, die Ramsauer zu berichten weiss, lassen uns Pestalozzi aus nächster Nähe sehen. Sie vermitteln von seinem wahren Wesen mehr als die allermeisten gelehrten Abhandlungen.

Die neue Folge der Tornisterbibliothek wird nicht minder günstige Aufnahme finden als die früheren. Für die künftigen Bändchen wäre zu wünschen, dass mitunter auch gegenwartsnähere Themen aufgegriffen würden. Wirtschaftliche Leistungen unseres Landes, Erfinderkraft und industrieller Unternehmergeist sollten ebenfalls zur Darstellung kommen.

W. M.

Drei deutsche Bücher „vom wahren Leben"

Unter den Büchern, die in letzter Zeit bei der deutschen Leserschaft einen besonders grossen Erfolg erzielt haben, sind drei grosse Romanwerke bis dahin noch unbekannter Dichter zu nennen. Sie haben, wenigstens zwei von ihnen, mit der Ideologie des offiziellen Deutschland wenig zu tun, und ihre Handlung spielt in jedem Falle vor dem letzten Weltkrieg. In diesen Werken treten drei deutsche Welten zutage, die örtlich und sozial, vor allem aber geistig völlig verschieden sind; sie verkörpern drei alte deutsche Möglichkeiten, Mensch zu sein.

eine
werl
nic

Da ist zunächst der Familienroman „Die Barrings" von William von Simpson[1]), dessen zweiter, aber wohl noch nicht letzter Band („Der Enkel") vor Jahresfrist erschien: Die Welt der letzten ostpreussischen Rittergutsbesitzer im 19. Jahrhundert und bis 1914. Auf dem stolzen und ausgezeichnet bewirtschafteten Besitze Wiesenburg und einigen hinzu erworbenen Gütern sitzt Archibald von Barring, der Spross einer 1840 geadelten Kaufmannsfamilie, einflussreiches Mitglied des Reichstags und Herrenhauses, treuer Anhänger Bismarcks und des Königs, ein wahrer Herr von unbestechlicher Ueberlegenheit, Tüchtigkeit und charaktervoller Güte. Sein Sohn Fried, der das Format des Vaters nicht erreicht, unterliegt dem unheilvollen Einfluss einer eigensüchtig leichtsinnigen Frau, wirtschaftlichen Schwierigkeiten und einem zufälligen Schicksalsschlag: der für unmöglich gehaltene Verkauf Wiesenburgs wird Tatsache. Der Enkel, der geistige Erbe des Grossvaters, leidet schwer an dem Verlust; er hat vieles zu überwinden, bis es ihm unter Mitwirkung guter Freunde und einer tüchtigen Gattin gelingt, sich in der Nähe der Heimat wieder anzusiedeln und in bescheidenerem Rahmen das verlorene Glück wiederherzustellen. Mit umfassender Sachkenntnis und der Gabe des echten lebendigen Erzählers stellt v. Simpson das Wirken dieser Männer um Familie, Wirtschaft und Vaterland dar, den Verkehr mit ihresgleichen, mit den Untergebenen und den Führern des Staates, ihre Freude am Reiten und Jagen, am Essen und Trinken, alles auf dem Hintergrunde der politischen und kulturellen Entwicklung von 1870 bis 1914. Die unproblematische, aber warme und kluge Kunst des Erzählers nimmt sofort gefangen. Sie entspricht in ihrer behaglichen, mühelosen Sicherheit und ihrer vornehmen und menschlichen Haltung den besten der geschilderten Männer und Frauen. Was den echten Barrings das Leben lebenswert macht, das ist die Aufgabe, „die ererbte Erde als höchstes Lebensgut zu hüten". Und dazu gehört, nicht nur die Aecker, sondern auch die Herzen der Familie und der Untergebenen „sorgfältig zu bestellen". Der eigene Boden ist als die dauerhafteste Form des Besitzes der Gegenstand ihrer Verantwortung und das Mittel, sich zu verewigen — etwas anderes also liegt vor als die heute immer noch blühende Mystik der Scholle. Für einen weiten Horizont sorgen im Uebrigen schon die verwandtschaftlichen Beziehungen zu England. Von moralischer oder religiöser Problematik sind diese Menschen fast unberührt; gerade darum vermögen sie einen wahren Adel zu verkörpern. Im starken Charakter, in der untrüglichen Gesinnung ist das Wissen um Wahr und Falsch, Gut und Böse in Fleisch und Blut übergegangen. Freilich, was wären sie ohne diese reale Grundlage ihres Besitzes? Was wären sie, der Not und dem kümmerlichen Elend armer Leute ausgeliefert?

Es ist kaum ein grösserer Abstand zu denken als der von den Barrings zu der Welt, die geschildert ist bei Hans Löscher: „Alles Getrennte findet sich wieder. Ein Buch vom wahren Leben"[2]). Es

[1]) Verlag Rütten u. Loening, Potsdam 1937.

[2]) Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen 1937.

ist die Welt der Armen am Geld und am Geiste, denen doch die wahre Weisheit geschenkt ist, der Spintisierer und der Demütigen, Stillen im Lande, die in allem Leid und Jammer mit merkwürdiger Hartnäckigkeit einen Funken hüten, aus dem sich immer wieder Licht und Wärme für Menschen und Völker entzündet. In diesen Jugenderinnerungen Löschers kommt ein tausendjähriges, unterirdisches Deutschland, das verschüttet schien, wieder ans Licht. Thomas a Kempis, Angelus Silesius, Johann Arnd und Terstegen, Anton Reiser, Jung-Stilling und Ulrich Bräker und schliesslich auch Stifter und Raabe haben den Geist bestimmt, in dem das Kind aufwächst, der Sohn eines grüblerischen Polizeimannes, den das ungnädige Geschick in ein Dorf hoch im sächsischen Erzgebirge verschlagen hat. Pfarrer und Kantor, Lehrer und Wirt, ein paar Handwerker, Bauern und allerlei fahrendes Volk, der Kreis der Schulkameraden und die gnädige Frau Gräfin im Schloss sind die menschliche Umgebung. Die frühe Bekanntschaft des Knaben mit Not und Schuld, mit Unglück, Ungerechtigkeit und verschiedenen Gestalten des Todes, aber auch die Beseligung durch die Lebensmacht der Musik und die Erfahrung der immer wieder durchbrechenden Gnade, der immer wieder geschenkten Heilung bilden die innere Handlung. Wie all diese Leute mit der schweren Aufgabe, den Sinn des Leidens zu begreifen, fertig werden oder nicht, wie die Demütigen und Ehrfürchtigen eine unsichtbare Gemeinschaft bilden, welche die Feuer der Menschheit hütet und wie so im äusserlich Engsten und Geringsten das Grösste geschieht, das kann Löscher mit wunderbarer Einfachheit und Schönheit schildern. — Die Abneigung gegen die grossen Worte und das Wissen um ein Geheimnis des Lebens von innen heraus bezeugt Löscher auch in seinem neuen Buche „Das befreite Herz"[3]). Es ist die traurige Geschichte eines Schulkameraden, der nach einem früh gescheiterten und gebrochenem Leben als Jahrmarktsverkäufer endet und doch das Leben eines grossen und reinen, weil tapferen und bescheidenen Menschen gelebt hat. Auch Löscher und seine Gestalten schöpfen aus einem Erbe, das treu weitergegeben wurde und in Fleisch und Blut übergegangen ist: dem Erbe christlicher Frömmigkeit.

Um ein Vermächtnis des wahren Lebens und um die Ueberlieferung eines Erbes geht es auch im dritten Werk, das wieder eine Familiengeschichte ist: „Ein Testament" von Joachim Maass[4]). Aber in ganz anderem Sinne ist hier die Frage von Leid und Schuld behandelt. Aus dem Lande des Grundherrentums und aus klassischer Armutsgegend wird man nach Hamburg versetzt, der grossen Hafenstadt mit ihrer erregenden Mischung von Enge der Hafenquartiere und Weite des Meeres, von resigniertem Elend und Abenteuerlust, von Verkommenheit und Grösse, grauem Alter und bewegtem Leben. Auf diesem spannungsreichen Hintergrund steht das Geschehen des Romans, der anspruchsvolle Leser verlangt, obwohl es sich zunächst nur um die Aufdeckung eines

[3]) Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen 1939.
[4]) Verlag H. Goverts, Hamburg 1939.

Kriminalfalles zu handeln scheint. Der in notorisch zerrütteter Ehe lebende Kaufmann Tüllmann wird in seinem Hause ermordet aufgefunden. Die Aufklärung des Verbrechens geschieht im Verlauf des Romans durch die lange Bemühung eines Kriminalbeamten, d .h. eines interessanten Vertreters jener für die moderne Literatur von Conan Doyle bis Dostojewski so wichtigen und gleichnishaften Gestalt des Detektivs, dem die göttliche und auch ur-dichterische Aufgabe zufällt, die rätselhaften Verflechtungen des Schicksals zu durchdringen und den Ort der Schuld zu ermitteln. Es ergibt sich, dass zwar die schwer belastete Familie des Toten, die Gattin und drei Söhne, nicht schuldig ist, dass sich aber alle in einem letzten Sinne selber des Mordes bezichtigen müssen. Denn dieser ist ein Symptom. Es geht fast über menschliches Mass, was in den Unterhaltungen mit dem Beamten und in längeren Bekenntnissen zutage tritt an Verzweiflung und Angst, an Schuld und Elend, an Ausschweifungen des Leibes und des Geistes. Aber gerade in der durch den Mord erhellten Lage und durch die abgelegten Bekenntnisse kommt bei allen vier Personen eine gnadenhafte Besinnung und Neuentdeckung ihres Lebenssinnes zustande. Jede hat ihren inneren Untergang erlitten, musste hinab in die Verlorenheit ihrer selbst, in Grauen und Ekel und einen Starrkrampf der Seele, um nach einer Auferstehung nun erst wieder denken, handeln und lieben zu können. Und sie werden fähig, jenes Vermächtnis anzutreten, das ihnen der Vater ihrer Mutter hinterlassen hatte, der nach Hamburg zurückgekehrte russlanddeutsche Dichter Grigol, der in bitterer Not, zwischen Verzückung und Verzweiflung um die höchsten Eingebungen gerungen hatte. Was dieses Testament enthält, ist schwer zu sagen — ist doch dieses Höchste nicht etwas einfach Vorhandenes, sondern etwas, das sich ereignet. Und darum wird nicht ein ruhiges Glück ersehnt, sondern das ewige Ungenügen verherrlicht, die Heimatlosigkeit des Geistes in der Enge des Daseins, das Streben nach dem Unmöglichen, das Ahnen als des Menschen bestes Teil und die schöpferische Ekstase. Das Deutschland Fausts und der Romantik kommt zum Vorschein, mit der Illusionslosigkeit Nietzsches: „Kein Himmel wartet mit seinen Engeln auf euch, keine Genien beugen sich gnädig herab, kein Gott liebt euch." So bleibt es dem Menschen überlassen, auf verschiedene Art, im Wahren, Guten und Schönen, Ewigkeit zu schaffen und jene Zeitlosigkeit wieder heraufzubeschwören, in der er als Kind gelebt oder die er als liebender und abenteuernder Jüngling erfahren hatte. „Ohne euch sind die Himmel leer! Bevölkert sie, dass nicht das leere, schauerliche Nichts auf unser Geschlecht herabglase!" Dass damit die Gefahr des Nihilismus, der ja oft hinter dem Faustischen, Mystischen oder Heroischen der deutschen Denker lauert, gebannt sei, wird man freilich nicht ohne Zögern glauben. Doch ändert dies nichts daran, dass auch hier mit Leidenschaft und Kühnheit — im gedrängten Realismus der Schilderungen wie in der gedanklichen Ekstatik — der Versuch gemacht wird, die Grundlagen eines neuen Lebens, das doch das wahre Alte wäre, aufzuweisen.

die
oder
frei

Dass solches heute in einer Reihe von Werken der Fall ist — es sei auch an den Versuch einer Restauration der Moral erinnert, der in den neuen Romanen Bernard von Brentanos (Die ewigen Gefühle) und Albin Zollingers (Die grosse Unruhe) vorliegt — ist erfreulich festzustellen.

Max Wehrli.

Johann Nestroy: Närrische Welt

Aussprüche und Strophen, ausgewählt und eingeleitet von Otto Rommel, Piper Verlag, München

Der Geist Johann Nestroys ist erbarmungslos und dämonisch; die Menschen bis auf ihre Triebe entkleidend, verhöhnt er in ihrer erbärmlichen Nacktheit noch das Leben an sich. Vor ihm besteht keine Phrase, jede zersetzt sich und wird, was sie ihrem Wesen nach ist: egoistischer Individualtrieb und damit, verallgemeinert, Lüge. Georg Büchner, ein ebenso grosser Pessimist wie Nestroy, verlangt in Dantons Tod: „Geht einmal euren Phrasen nach, bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden." Gerade das hat Nestroy getan. Das Instrument der grandiosen Entlarvung ist ihm die Sprache, in diesem Fall Geist geworden, gerade weil jede Abstraktion vermieden ist. Es handelt sich bei Nestroy um Geistwerdung der trivialsten alltäglichen Realität und der durchschnittlichen menschlichen Psyche durch ihre Entlarvung. Ein chemischer Prozess findet statt: ein Mensch spricht, und in dem Augenblick, da seine Worte mit der Luft, mit der Wirklichkeit in Berührung kommen, zersetzt sich ihre verlogene Sinngebung, sie erdeuten selbst ihr echtes Wesen und werden Gelächter beim Hörenden. Nestroy ist antimagisch bis zum Exzess; keinem dient das Wort weniger zur Bezauberung und Beeinflussung wie ihm, keiner war weniger Prophet, weniger Ethiker als er. Der Erkennende verachtet die Macht. Der Nestroysche Pessimismus ist viel erbarmungsloser als der Schopenhauers; er enthält kein System, keinen Glauben, keine Illusion. Es ist beinahe unbegreiflich, wie ein solcher Mensch leben und wirken konnte. Instinktiv erfasst dieser geniale Satiriker jedes Wort in jeder seiner Bedeutungen und jongliert damit wie ein Artist mit seinen Bällen. Gewicht, also Sinn für die persönliche Lebenshaltung, gibt ihm keines. Wahrscheinlich lebte er nur vom tragischen Genuss der Entzauberung und wurzelte nur in den Wogen des Gelächters, die ihn allabendlich umbrandeten. Die Revolution von 1848 wird ebenso durchschaut wie der Vormärz und die Reaktion; übrig bleiben immer die traurigen menschlichen Puppen, mit ihren ewig gleichen Trieben. — Rudolf Kassner findet, wie er in seiner Physiognomik darlegt, die Augen Voltaires nur noch in Paul Valéry und in Nestroy wieder. — Man überliefert uns, Nestroys Persönlichkeit auf der Bühne wäre noch weit genialer als seine Schriften gewesen. Uns bleibt nur sein Geist zu geniessen, aber das genügt.

Otto Rommel, einer der beiden Herausgeber der grossen Nestroyschen Gesamtausgabe, hat aus 53 Stücken Aussprache und Coupletstrophen

ben.
die
Ma

im oben angegebenen Bande gesammelt. Das Buch ist ein erregender mephistophelischer Monolog von 150 Seiten. Die ewige Aktualität und psychologische Scharfsichtigkeit Nestroys sind unbeschreiblich. In Bezug auf die letztere sind Chamfort und La Rochefoucauld seine Brüder. Die Auswahl hat nur einen Fehler: sie müsste doppelt, ja dreifach so lange sein. — Im Nachstehenden seien einige der Aphorismen angeführt.

*

Je tiefer ich in meinen Ideen das Senkblei auswerfe, desto mehr finde ich in mir den Abgrund der Widersprüche. *(Nachlass)*

Schon dreitausend Jahr lebt die Philosophie davon, dass ein Philosoph das behauptet, was der andere verwirft, dass einer gegen alle und alle gegen einen sind, und keiner sich vor der Gefahr des Unsinns fürchtet. *(Mein Freund, Vorspiel 13)*

Zum Glück gibts nur zwei Wege: entweder sich so hoch erheben, dass einem die Welt kleinwinzig erscheint, oder sich niederlassen in eine tiefe Furche, wo einem jeder Grashalm unserer Umgebung als etwas Grosses erscheint. *(Nachlass)*

„Hat dein Schmerz heute einen besonderen Grund?" —
‚Ist nicht der Schmerz der tiefste, welcher grundlos ist!'
(Das Haus der Temperamente, I, 4)

Meine arme Mutter wart g'wiss schon auf mich. Ich sollt eigentlich bös sein auf sie, weil sie mich geboren hat. Mein Gott, sie hat's gut g'meint; dass's schlecht ausg'fallen is, das g'hört auf a anders Blatt. Ich hätt sollen gar nicht in d'Wirklichkeit kommen. Solang ich noch ein Traum meines Vaters, eine Idee meiner Mutter war, da kann ich recht eine scharmante Idee gewesen sein. Aber so viele herrliche Ideen haben das; wenn s'ins Leben treten, wachsen sie sich miserabel aus.
(Höllenangst, I, 7)

An meinem Leben liegt mir gar nichts. Was hat man von dieser fünfzig bis sechzig Jahre langen Luftschnapperei? Da hat sich die Natur ausgezeichnet! Ohne Luft kann man nicht leben, und von der Luft kann man aber auch nicht leben. Kannst du uns Luft geben umsonst, gib uns die Nahrung auch um diesen Preis! Zu was die Plag und das G'frett? 'S Leben is sein Lebtag nicht wert, dass man sich so 's Leben abifrisst, um sich's Leben zu erhalten. *(Umsonst, I, 9)*

„Na, der Herr von Splittinger is im Grund ein guter Mensch!"
‚Das will nicht viel sagen, es gibt sehr wenig böse Menschen, und doch geschieht soviel Unheil in der Welt; der grösste Teil dieses Unheils kommt auf Rechnung der vielen, vielen guten Menschen, die weiter nichts als gute Menschen sind.' *(Nur Ruhe!, 1)*

Ich glaube von jedem Menschen das Schlechteste, selbst von mir, und ich hab mich noch selten getäuscht. *(Die beiden Nachtwandler, I, 16)*

Wenn die Dummheit in der Regel mehr Glück als die Weisheit hat, so is es eigentlich schon eine halbete Dummheit, wenn man nach Weisheit trachtet. Und wie oft hat der G'scheite Momente, wo er sich wünscht, recht dumm zu sein; der Dumme hingegen wünscht sich nie, g'scheit zu sein, er glaubt's ohnedem, dass er's is, und in dieser Leichtgläubigkeit liegt schon eine Art von Glückseligkeit, während das Vielwissen zu gar nix is, als dass es einem Kopfweh macht.
(Karikaturen-Charivari, I, 8)

Kaum ist die Ernte einer Erfahrung glücklich eingebracht, wird der Acker vom Schicksal neu umgepflügt. *(Nachlass)*

Mir war der verlorene Sohn immer verächtlich, aber nicht deswegen, weil er ein Schweinehirt war, sondern weil er wieder nach Haus gekommen ist. *(Nachlass)*

Ich hör schon das Gras wachsen, in welches ich beissen werd.
(Die Papiere des Teufels, I, 2)

Recht und Freiheit sind ein paar bedeutungsvolle Worte, aber nur in der einfachen Zahl unendlich gross, drum hat man sie uns auch immer in der wertlosen vielfachen Zahl gegeben. *(Freiheit in Krähwinkel, I, 7)*

Wer bewundern will, findet immer etwas zu bewundern, denn die Bewunderung ist eine Art Aberglaube, der immer Wunder erwartet.
(Nachlass)

Holofernes: Ich bin der Glanzpunkt der Natur. Noch hab ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherrn. Ich möcht mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, nur um zu sehen, wer der Stärkere ist, ich oder ich ... *(Judith und Holofernes, 3)*

Oberpriester: Das begreif ich nicht.
Holofernes: Tut nichts, wenn du's nur dem Volke begreiflich machst.
(Judith und Holofernes, 6)

Das is die unerschöpfliche Diplomatensprach; so oft s' a alts Recht verdrahn, erfinden s' einen neuen Ausdruck dafür.
(Karikaturen-Charivari, II, 8)

Der Mensch kann nur halten, was er hat. Hab ich ihm mein Wort gegeben, dann hat er's, da is das Halten ein Hirngespinst!
(Umsonst, III, 2)

Das Volk is ein Ries in der Wiegen, der erwacht, aufsteht, herumtorkelt, alles z'samm'tritt und am End wo hinfallt, wo er noch schlechter liegt als in der Wiegen. *(Lady und Schneider, I, 8)*

„Solche (verleumderische Zeitungs-)Artikel werden nach dreitägiger schmählicher Galgenfrist durch die allgemeine Vergessenheit gerichtet."
‚O nein! Ein übergrosser Teil der Allgemeinheit ist zu gemein, um was Gemeines jemals zu vergessen.' *(Der Schützling, III, 13)*

kelt,
lieg

Schneider Restl: Na, mein Schwiegersohn, scheint mir, kriegt wieder ein Sinn für die Schneiderei. Wär a rechts Glück, denn mit seiner Politik war's mir schon z'dick. Völker beglücken! Zu was denn so Sachen für ein Bürgersmann, der seine Zeit weiter braucht?! Was hat der Mensch nicht alles zu tun, bis er sein Weib glücklich macht und seine Kinder? Nachher noch so G'schichten anfangen wollen!

(Lady und Schneider, I, 12)

Einst waren eiserne Zeiten,
Nur kämpfen und streiten,
Nur Schilder und Speere
Von ochsiger Schwere —
Sie schlugen sich nicht bitter,
Die g'harnischten Ritter,
Nur ein' eine aufs Dach geben,
Dem Beweis musst alls nachgeben.
's Schwert, was um d'Ohren saust
recht,
Setzt alls durch nach Faustrecht. -
Diese Kraft, sein wir froh,
Is jetzt längst rokoko!

Jetzt besiegt ohne Kämpfe
Der Mensch alls durch Dämpfe,
Die Kohlenentzündung
Wird g'setzt in Verbindung
Mit Walzen und Rädern
Gewichten und Federn.
s' kann d'Menschheit am Ende
In Sack stecken d'Hände,
's machen deswegen d'Schneider
So viel Taschen in d' Kleider.
's wirklich famos,
Wie der Fortschritt so gross.

Allein für die Geisteskraft klingt das fatal,
Dass man Pferdekraft wählt zum Symbol, zum Ideal,
Nur Rosskraft erzeug'n, auf das sind s' jetzt versessen,
Dass uns Rossgeduld nötiger wär, tun s' vergessen.
Doch weil s' für die Rossgeduld hab'n ka Maschin,
Stell'n s'noch immer den Menschen als solch'n gern hin.
Drum, ich schau mir den Fortschritt ruhig an
Und find, 's is nicht gar so viel dran.

(Der Schützling, IV, 10)

Titus: Wann ich denk: heut vormittag und jetzt, das wird doch eine Veränderung sein für einen Zeitraum von fünf Stund! Ja, die Zeit, das is halt der lange Schneiderg'sell, der in der Werkstatt der Ewigkeit alles zum Aendern kriegt. Manchmal geht die Arbeit g'schwind, manchmal langsam; aber fertig wird s', geändert wird alles!

(Der Talismann, II, 22)

Dieser Mensch hat einen unausstehlichen Scharfsinn —! Das sollte streng verboten sein, es ist ein Eingriff in das geistige Eigentum, wenn einen jemand so durchschaut. *(Kampl, III, 14)*